

NEUER KIRCHENKAMPF?

Von Erwin Mülhaupt

Anzeige einer an- und aufregenden Autobiographie

Es handelt sich dabei um die Lebenserinnerungen des alten und neuen Kirchenkämpfers Walter Künneth, die er in diesem Jahr 1979 im Brockhausverlag Wuppertal unter dem Titel ›Lebensführungen – der Wahrheit verpflichtet‹ erscheinen ließ. Nun wimmelt es ja zwar im deutschen Bücherwald von Biographien, Autobiographien, Memoiren. Nicht nur alte Professoren, Staatsmänner, Dichter, Forscher schreiben Memoiren oder bekommen sie noch bei Lebzeiten von andern geschrieben, sondern auch Fußballer und Filmsterne und -sternchen. Es steckt in ihnen oft allzuviel Ichbezogenheit, Selbstüberschätzung, Propaganda, zu wenig allgemein Wichtiges, zu wenig Interesse an einer bedeutenden Sache, an tieferen Lebensfragen, an gültigen Wahrheiten und großen Aufgaben, die alle angehen oder angehen sollten. Natürlich enthält Künneths Buch eine Menge von Dingen, die in all diesen Biographien vorkommen, Abschnitte über Heimat, Kindheit und Jugend, Universitätsjahre, berufliche Erfolge und Ehren, Reisen.

Aber immerhin, gut die Hälfte der rund 300 Seiten des Buches berichten von zwei Lebensabschnitten, die so oder so für Tausende alter und junger Zeitgenossen positiv oder negativ etwas bedeutet haben oder noch bedeuten, nämlich dem ersten und zweiten Kirchenkampf, d. h. erstens der Auseinandersetzung des Protestantismus mit dem Dritten Reich 1933–1945 und zweitens der seit 1966 und 1967 lebendigen und aufregenden Diskussion über zuviel oder zu wenig Engagement der Kirche in politischen, gesellschaftlichen und Umweltangelegenheiten. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und bayrische Landesbischof Hermann Dietzfelbinger hat schon 1971 von dieser Diskussion gesagt: ›wenn nicht alles täuscht, so stehen wir heute in einem Glaubenskampf, einem Kirchenkampf, gegenüber dem der Kirchenkampf des Dritten Reichs ein Vorhutgefecht war.‹ Das auf jeden Fall bewegende an den Erinnerungen Walter Künneths besteht darin, daß dieser Mann beide Kirchenkämpfe sowohl 1933 ff. wie 1966 ff. nicht nur passiv akustisch und visuell, sondern höchst engagiert und aktiv in vorderster Front miterlebt und mitgestaltet hat und noch heute als ein geachteter Wortführer der sogenannten Evangelikalen mitgestaltet. Walter Künneth ist 79 Jahre alt, d. h. es gibt nicht mehr sehr viele Männer oder Frauen, die so wie Künneth schon 1933 wach und verantwortlich an der

Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus teilnahmen und die auch heute noch in Wort und Schrift ebenso aktiv und verantwortlich sich an der Aufgabe christlicher Erneuerung und der Abwehr bibel- und christusfremder Tendenzen beteiligen. Beides, sowohl seine Sicht und Darstellung des Kirchenkampfs vor mehr als 40 Jahren wie auch seine heutige Parteinahme für die sogenannten Evangelikalen und sein Widerspruch gegen weithin herrschende Tendenzen in Theologie und Ökumene sowie in manchen evangelischen Kirchenleitungen, beides verdient m. E. ernsthafte Beachtung. Ich beschränke mich daher in dieser Buchanzeige auf eine summarische Charakterisierung dieser beiden Themen, die wie gesagt immerhin rund die Hälfte des Lebensberichts von Walter Künneth ausmachen.

Was das erste Thema, den Kirchenkampf 1933 ff., angeht, so scheint mir zweierlei an Künneths damaliger Haltung beachtenswert. Erstens *daß er seinen christlichen Widerspruch gegen den damaligen Zeitgeist mit besonderem Nachdruck nicht nur gegen den innerprotestantischen Gegner, sondern an die eigentliche, nämlich die nazistische Adresse richtete*, indem er mit offenem Visier in mehreren Veröffentlichungen den ›Mythus des 20. Jahrhunderts‹ von Alfred Rosenberg bekämpfte, also das Buch des Mannes, der seit Januar 1934 der ›Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP‹ war und dem für seine Arbeit von Goebbels der Nationalpreis, die höchste deutsche wissenschaftliche und kulturelle Auszeichnung verliehen wurde (S. 137 f.). Künneth hat den Mund nicht gehalten, wie aus den 38 Veröffentlichungen zwischen 1933 und 1937 hervorgeht, die in dem seinem Lebensbericht beigefügten Literaturverzeichnis S. 276–278 aufgeführt sind. Die Quittung des Dritten Reiches dafür war 1937 erst das Druckverbot für eine weitere Schrift gegen Rosenberg, darnach Schreib- und Redeverbot für das ganze Reichsgebiet und schließlich im Dezember 1937 die Schließung und Beschlagnahme seiner Apologetischen Zentrale in Spandau, deren Leiter er bis dahin war, sowie die Entlassung aus seiner akademischen Stellung als Privatdozent an der Universität Berlin. Der Retter nach dieser Zerstörung seiner Berliner Existenz war der Landesbischof Meiser seiner bayerischen Heimat, der ihm eine Pfarrstelle in Starnberg verschaffte. Hier tat er treulich seinen Dienst als Diaspora-Pfarrer und Religionslehrer von 1938–1944. Aber eines Tages sprach der Gauleiter Mayerhofer auch ein Verbot des Religionsunterrichts über ihn aus; und wieder ruhte er nicht, bis er mit List und Tücke in das Münchener Zimmer des Gauleiters selbst vorgedrungen war und mit offenem Visier ihm entgegnete – es muß wohl 1938 oder 1939 gewesen sein –: ›Herr Gauleiter, meinen

Sie denn, daß in einem vielleicht kommenden Krieg, wenn Opfer gebracht werden müssen, die jungen Menschen besser standhalten können, wenn ihnen vorher der christliche Glaube genommen ist?« (S. 171). Das erstaunliche Ende der Unterredung war der Satz des Gauleiters: »Sie bekommen sofort Ihren Unterricht wieder!« (S. 172). Wie soeben erwähnt war und ist Walter Künneth von Haus aus bayerischer Lutheraner und Sohn eines bayrisch-lutherischen Pfarrers, aber das Wohltuende an dem Kirchenkämpfer Künneth der 30er Jahre ist das Fehlen eines engen konfessionalistisch-lutherischen Akzents. So gehörte er 1933 auch zu den Befürwortern der Wahl Friedrichs von Bodenschwingh zum Reichsbischof, obwohl sein Heimatbischof Meiser denselben als »einen Mann der Union« ablehnte. Künneth schreibt in diesem Zusammenhang: »Für solchen eng begrenzten Konfessionalismus konnte ich kein Verständnis aufbringen« (S. 115). Ich irre mich wahrscheinlich nicht, wenn ich den Grund für diesen weiteren gesamtprotestantischen Horizont des damaligen Künneth darin sehen, daß er in seiner Berliner Zeit von 1927–1938 im Spandauer Johannesstift und darnach in der Apologetischen Zentrale noch etwas von dem geistigen Horizont des alten preußischen Berlin mitbekommen hat. Schreibt er doch selbst: »In diesem Johannesstift umwehte mich vom ersten Augenblick an eine ganz andre Luft, als ich sie in der bayrischen Landeskirche gewöhnt war« (S. 72). – Zweitens, in einem deutlichen Kontrast zu diesem mutigen Widerstand gegen den Geist des Nazismus, jedoch keineswegs im Widerspruch zu ihm steht *der konsequent lutherische Verzicht des damaligen Künneth auf politischen Widerstand* und Widerspruch gegen das nazistische Regime. Künneth stand mit dieser Einstellung im damaligen Kirchenkampf im wesentlichen auf der Seite des sogenannten Lutherischen Rats, ohne daß er deswegen den beiden andern kirchlichen Widerstandsgruppen der Dahlemiten und der sogenannten Kirchenausschüsse den nötigen Respekt versagt. Wohl aber distanzierte er sich deutlich von den politischen Nebentönen, die Karl Barth, seit 1935 von der sicheren Schweiz aus, in den Bekenntniskampf seiner Freunde in Deutschland mischte. Karl Barth sah es, wie Künneth aus Barth-Äußerungen von 1936 und 1937 belegen kann (S. 128), als »Schwäche und Schranke« der Bekennenden Kirche und insbesondere der lutherischen Bischöfe an, daß sie nur um die Reinheit und Freiheit ihres Glaubens, ihrer Kirche und Theologie kämpften und den Nazistaat »nicht auch auf den andern Feldern seiner Betätigung« angriffen. Barth konnte dies als »Trägheit und Opportunismus« bezeichnen –, von der sicheren Schweiz aus! Einen Mann wie Walter Künneth trafen und treffen solche Vorwürfe nicht. Wenn er im Dritten Reich seinen Widerspruch streng auf das

Gebiet des Glaubens, der Bibel und der Kirche beschränkte und unter Berufung auf Röm. 13 der Meinung war, Paulus meine nicht nur einen Gehorsam gegenüber einem Rechts-, sondern auch einem Unrechtsstaat wie damals demjenigen Neros, so tat er dies, wie die hier unter erstens vorangehenden Ausführungen beweisen, nicht aus Feigheit und Opportunismus, sondern aus glaubwürdiger biblischer Überzeugung. Im übrigen zieht sich m. E. ein linkspolitischer Nebenton von Anfang bis zum Ende durch Barths kirchliches und theologisches Wirken hindurch und wird zu Zeiten laut vernehmbar; Künneth weist auf S. 129 f. und S. 261 auf zwei Beispiele aus den Jahren 1951 und 1966 hin; das Ärgerliche dabei sind nicht eigentlich die linkspolitischen Nebentöne, – linke Politiker haben schließlich ebensoviel Freiheit und Recht im Rahmen der Gesetze wie rechte Politiker! –, sondern der biblisch nicht begründbare religiös-theologische Akzent, mit dem sie verbunden wurden. – Kurzum, das Bild des ersten Kirchenkampfes nunmehr vor mehr als 40 Jahren, das Künneth aus seiner Sicht vermittelt, ist nicht verzerrt und einseitig, sondern verständlich, ehrlich und eindrucklich.

Das zweite Hauptthema, von dem Künneth handelt und das seinen Lebensbericht über den Rang einer üblichen Biographie hinaushebt und zum mindesten uns heutige Christen angeht, lautet: ›Der zweite Bekenntniskampf‹ (S. 223–269). Es beschreibt in der Sicht Künneths die Ursachen und die bisherige Entwicklung einer im Zunehmen begriffenen christlichen Opposition gegen den weithin in Kirche und Theologie herrschenden Zeitgeist, die sich 1966 als ›Bekenntnisbewegung: Kein andres Evangelium‹ konstituierte und neben der sich eine ganze Reihe ähnlicher Gruppen aus lutherischen, reformierten, unierten, pietistischen, freikirchlichen Christen bildeten, die sich 1970 in der ›Konferenz bekennender Gemeinschaften in den evangelischen Kirchen Deutschlands‹ zusammenschlossen; als ›Freund und Berater‹ gehört auch der österreichische Bischof Sakrausky zu ihnen. Ich meinerseits gestehe, nicht ohne Bewegung und Anteilnahme in diesem Buch zu vernehmen, mit welchem unermüdlichem Mut und Fleiß Künneth und seine Freunde in zahllosen Versammlungen, Vorträgen, Diskussionen sich bereit zeigen ›zur Verantwortung vor jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist‹ (1. Petr. 3,15).

Ich und wohl viele andern großen und kleinen Leute werden dies Buch mit Anteilnahme lesen, weil sie wie auch ich von einem tiefen Unbehagen erfüllt sind über viel Verworrenheit, Halbwahrheit, Vielgeschäftigkeit, Allotria in unserer Kirche, die mit dem ›Evangelium‹ kaum noch etwas zu tun haben. Es hat schon seinen Grund, daran zu erinnern, daß es ›kein andres Evangelium‹ gibt als das biblische Evangelium

Jesu Christi und von Jesus Christus. Es kommt aber natürlich nun viel darauf an, wie des Näheren die Positionen und Negationen der ›zweiten Bekenntnisbewegung‹ aussehen oder, um es mit Künneth auszudrücken, was sie bekennen und was sie verdammen. Man möge nicht zu schnell gegen die Begriffe ›bekennen‹ und ›verdammen‹ allergisch sein, denn wie sagte doch Goethe: ›Man muß sein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen und aussprechen, was man billigt und was man verdammt. Das Gegenteil, d. h. die andre Seite läßt es ja auch nicht daran fehlen‹ (Maximen und Reflexionen). Ich beschränke mich bei der Kürze dieser Buchanzeige darauf, die Negationen und Positionen Künneths zu skizzieren.

Die *Negation oder das ›Damnamus‹* (S. 246) des zweiten Bekenntnis-kampfs richtet sich im Wesentlichen gegen die Entmythologisierung- und Existenztheologie Rudolf Bultmanns und seiner Schüler von Ernst Fuchs, Herbert Braun, Ernst Käsemann bis Gerhard Ebeling. Es geht Künneth dabei nicht so sehr um die Personen, denen er vielmehr immer wieder persönliche Ernsthaftigkeit und auch Frömmigkeit attestiert, sondern um die Sache, um die Lehre. Die Lehre oder vielmehr Irrlehre, gegen die sich sein zweiter Bekenntniskampf richtet, ist das reine Immanenz- oder Diesseitsdenken, das den philosophischen Hintergrund der Entmythologisierungsbemühung bildet und zwangsläufig die ›Leugnung der biblisch bezeugten Heilstatsachen‹ (S. 226), die Leugnung des personhaften Gottesbegriffs und eine systematische ›Umdeutung biblischer Begriffe und Aussagen‹ (S. 227) nach sich zieht. Den Anfang dieser ganzen unheilvollen Entwicklung, den Anfang, dem zu widerstehen ist (›princi-piis obsta!) datiert Künneth daher auf jenen 6. Juni 1941, an dem Bultmann in Alpirsbach seinen berühmten Vortrag ›Neues Testament und Mythologie‹ hielt; ich erinnere mich noch sehr wohl an ihn, denn ich war damals in Alpirsbach unter seinen Zuhörern. Die ›theologisch-kirchliche Wirrnis‹ (S. 229 ff.) unsrer Zeit, die m. E. niemand leugnen kann, führt Künneth auf die damals begonnene ›Zerstörung der Schriftautorität‹ zurück, da sie ›in der Kirche einen Leerraum, ein Vakuum entstehen läßt, in das notwendigerweise alle möglichen Ideologien des Zeitgeistes einbrechen, die nunmehr die Gedankenwelt neu prägen und die theologisch-kirchliche Thematik bestimmen‹ (S. 231). Daß sich die ›theologisch-kirchliche Thematik‹ namentlich in den letzten 10 Jahren tatsächlich in frappierender und bestürzender Weise von biblisch und reformatorisch begründbaren Themen auf die vielschichtigen und vieldeutigen säkularen Themen der Gesellschaft, der Sozialstrukturen, der Umwelt, der Demokratie, der Weltpolitik und Revolution verlagert haben, kann man nicht bestreiten.

Was soll man zu diesen Negationen Künneths sagen? Sein Vorwurf arroganten Immanenzdenkens, das alles Wunderbare und Dämonische, was über den rationalen und materialistischen Schulverstand hinausgeht, in das Reich der Mythologie verweist, ist m. E. nicht nur christlich, sondern auch von den tiefenpsychologischen Humanwissenschaften her völlig berechtigt; ich selbst habe mich daher damals am 6. Juni 1941 in Alpirsbach nicht geniert, dem großen Theologen meine Verwunderung darüber auszudrücken, daß er zu einem Zeitpunkt, wo einem das Dämonische des Zeitalters geradezu in den Fingern kribbelt, die neutestamentliche Dämonenlehre als pure Mythologie hinstelle. Und daß unsre Kirche und Theologie mit der Verlagerung ihres Interesses und ihrer Thematik auf das uferlose und undurchsichtige Gebiet der politischen, gesellschaftlichen und Umweltfragen praktisch die für einen Protestanten noch immer höhere Autorität der Heiligen Schrift, zumal des Neuen Testaments, nebensächlich macht, außer Gebrauch setzt und damit verleugnet, kann ich im Ganzen nicht anders ansehen als der Bekenntnis-kämpfer Künneth. – Trotzdem kann ich der totalen Allgemeinheit seiner Kritik an den Entmythologisierern und Existenztheologen nicht zustimmen. Ich kann bei Bultmann zweierlei nicht vergessen, erstens sein Jesusbuch von 1926, in dem er zwar auch als ein alter Liberaler ehrlich sagte, was er nicht glauben konnte, aber noch viel mehr und ernsthafter, was er von Jesus glaubte, und zweitens, daß auch der Entmythologisierte Bultmann im Dritten Reich doch wohl nicht aus politischen Hintergründen, sondern aus ehrlichen Gründen einer auch für ihn bestehenden Schriftautorität ohne Wanken zur Bekennenden Kirche hielt. Seine geistigen Schüler und Nachfolger kenne ich nicht alle gleich gut, aber daß er auch heute noch Gerhard Ebeling in seine, grob gesagt, Ketzerliste einreihet (S. 257), zumal derselbe über seine sprachphilosophische Periode längst hinaus und zu biblisch-reformatorischen Positionen zurückgekehrt ist, das finde ich ungerecht. Zu diesem Unbehagen an einiger Personenkritik Künneths kommt noch ein die Sache betreffendes Unbehagen: so wahr und überzeugend die Kritik am immanenzphilosophischen Hintergrund der Bultmannschen Entmythologisierung ist, so folgt daraus dennoch nicht, daß es gar nichts Mythologisches und Legendäres in der heiligen Schrift gibt und daß sie von vorn bis hinten nur voller ›Heilstatsachen‹ ist; ein ehrlicher Christ wie Martin Luther hat das gut gewußt und es hat ihn keinen Augenblick daran irre gemacht, daß die ›heilige Schrift ganz gewiß, ganz leicht verständlich, ganz klar ist und sich selbst auslegt‹, wie sein berühmter Spruch lautet (W 7, 97, 23). Man muß das ehrlich sagen, weil gerade in den von Künneth angeführten christlichen Gruppen die alte unehrliche Lehre von der Verbalinspi-

ration vielfach vorhanden ist; in diesem Punkt kann ich nur meinem verehrten Freund Walther von Loewenich in seiner ebenfalls in diesem Jahr erschienenen Autobiographie ›Erlebte Theologie‹ S. 226 f. zustimmen. Ich weiß auch, daß unter Künneths Freunden viele ernsthafte Männer sind, die der gleichen Überzeugung sind, auch sie ›der Wahrheit verpflichtet!‹

Nun die *Position Künneths* und seiner Freunde oder: wie verstehen sie ihr ›Wächteramt‹, von dem ein besonderes Kapitel S. 234 ff. handelt? Die Leitgedanken, unter denen nach Künneths Buch der ›zweite Bekenntnis-kampf geführt wird, werden darin sehr unterschiedlich formuliert, ohne daß damit eine Unterschiedlichkeit in der Sache gemeint ist. Aber so sehr ich die Berechtigung und Notwendigkeit einer christlichen Wächterpflicht angesichts der heutigen Situation unsrer Kirche bejahe, so gestehe ich doch, nicht alle diese Formeln mit gleich gutem Gewissen vertreten zu können. Ich stelle daher zunächst ohne alle Begründung einige der m. E. besseren und einige der m. E. schlechteren Formeln nebeneinander. Zu den besseren zähle ich: ›kein andres Evangelium‹, ›biblisch reformatorische Lehre‹, ›Rechtfertigung‹, ›die Christuswahrheit‹, ›sola scriptura und solus Christus‹. Zu den schlechteren, d. h. mich und vielleicht auch viele andre weniger überzeugenden allzupauschalen zähle ich: ›biblische Offenbarungstheologie‹, ›die christlichen Heilsfakten‹, ›nicht Wort-, sondern Tatsachenevangelium‹, ›zentrale biblische Heilstatsachen‹, ›unverändertes biblisches Zeugnis‹, ›Reinerhaltung des Bekenntnisses‹. Bei Künneth selbst liegt der Nachdruck jedoch offenbar mehr auf den letztgenannten Formeln, namentlich auf den ›Heilstatsachen‹, ›Theologie der Tatsachen‹ heißt auch eine seiner Schriften aus dem Jahr 1965 (S. 86); die Begriffe erinnern wahrscheinlich nicht zufällig ein wenig an August Vilmar's bekanntes Buch ›Theologie der Tatsachen gegen die Theologie der Rhetorik‹ 1856, obwohl die vornehme und jederzeit zu einem anständigen Gespräch bereite Gestalt Künneths mit der berserkerhaften Figur und intransigent groben Sprache Vilmar's nichts zu tun hat. Am konzentriertesten ist diese Theologie der Tatsachen oder seine biblische Offenbarungstheologie bei Künneth gesammelt in seiner ›Theologie der Auferstehung‹, 1. Auflage 1933, 5. Auflage 1968, auch ins Englische übersetzt. Es hat in dieser Beziehung bei Künneth anscheinend niemals ernsthafte Probleme gegeben, schreibt er doch in diesem Zusammenhang von einer ›seit Beginn meines Studiums vertretenen Position einer biblischen Offenbarungstheologie‹ (S. 234) – eine Bemerkung, die also sogar über die Einwirkung des von Künneth hochverehrten Lehrers Karl Heim auf sein erstes Semester zurückgreift. Es wird wahrscheinlich wenige 78jährige Theologen geben, die eine so ununterbrochene ungebrochene

Entwicklung ihrer religiösen und theologischen Ansichten von ihrem 1. Semester an von sich behaupten können, beneidenswert, aber auch ein bißchen unheimlich!

Ich will dabei gar nicht verkennen, daß Künneths und seiner Freunde leidenschaftliches Interesse an ›Fakten‹ und ›Tatsachen‹ unsers Glaubens, anders gesagt an der geschichtlichen Grundlage unsers Glaubens, absolut legitimes Recht hat. Mit gutem Grund erinnert Künneth daran, daß schon Alfred Rosenberg seinen christlichen Widerspruch herausgefordert hat, indem er schrieb: ›eine Religion, die ihr ganzes Dasein an dem Seidenfaden des Glaubens an ein überliefertes Faktum aufhängt, ... gerät in ihren Grundfesten ins Wanken, wenn dieses Faktum immer mehr als Legende erkannt bzw. aufgefaßt wird‹ (S. 236). Mehr noch befinden sich Künneth und seine Freunde in guter christlicher Gesellschaft, wenn sie Widerspruch erheben gegen die geschichtsverachtenden Tendenzen der Kerygma-Theologie, bei der der historische Boden des Christentums nicht bei Jesus, sondern erst bei der Verkündigung von Jesus beginnt, und gegen die reine Existenztheologie und -philosophie, bei der die ›Geschichtlichkeit‹ überhaupt nichts mehr von Historie meint, sondern allein die heutige und morgige Existenz. Auch Paul Althaus hat aus ähnlich guten Gründen 1958 sein Schriftchen geschrieben: ›Das sogenannte Kerygma und der historische Jesus‹; auch bei Bultmann selbst löst sich im Unterschied zu manchen seiner angeblichen oder wirklichen Nachfolger das ›Faktum‹ Jesus nicht einfach in mythologische oder symbolische Luft auf. Kurzum, es muß für Christen schon bei Luthers Satz bleiben: ›ex historia aedificanda est fides‹ – Der Glaube muß sich auf Geschichte gründen (W 31 II, 242, 24).

Trotzdem ist unser christlicher Glaube kein Glaube an eine mehr oder weniger lange Reihe von Heilstatsachen, sondern ein Glaube an Jesus Christus und das Evangelium, weil es mich betrifft und mein Ge-Historie ist, der historisch-kritischen Erforschung ausgesetzt bleiben, aber wer die wesentliche Christuswahrheit und das Rechtfertigungsevangelium des Neuen Testaments anerkennt und glaubt, der hat Heimatrecht in unsrer Kirche. Darum sollte die Parole, unter der man heute alle sammeln sollte, die noch mit Ernst Christen sein wollen, nicht der Glaube an ›Tatsachen‹ sein, sondern der Glaube an die ›Sache‹ der Christus- und Rechtfertigungswahrheit, die uns alle angeht, unbedingt angeht. Dabei soll es dem einzelnen Christen und der Lebensführung Gottes freigestellt bleiben, an welcher Stelle des biblischen und vor allem neutestamentlichen Zeugnisses ihm die überzeugende und bezwingende Kraft dieser entscheidenden ›Sache‹ zuerst und am deutlichsten begegnet. Die Unterscheidung Luthers zwischen einem bloß historischen und dem Christus

ergreifenden Glauben dürfte und sollte in diesem Zusammenhang auch heute noch lehrreich sein. Über diesen Unterschied spricht sich Luther in den Thesen über das Thema des evangelischen Kardinalsatzes Röm. 3,28 anno 1535 folgendermaßen aus:

›Das ist der Glaube, der Christus ergreift, den Christus, der für unsre Sünden stirbt und für unsre Gerechtigkeit aufersteht, also nicht ein Glaube, der nur die Tatsachen hört, die die Juden und Pilatus Christus durch die Kreuzigung angetan oder von seiner Auferstehung erzählt haben . . . Das ›für mich‹ und ›für uns‹, wenn dran geglaubt wird, macht den wahren Glauben aus und unterscheidet ihn von allem andern Glauben, der nur die Tatsachen hört‹ (W 39 I, 45, 21 ff. und 46, 7 f.).

Das Letztentscheidende ist demnach für Luther nicht der Tatsachenglaube, sondern der Glaube, der das ›für mich‹ Gültige der Christuswahrheit oder der Rechtfertigung allein durch den Glauben anerkennt. An diese zentrale Parole muß man unsre glaubensschwache Kirche und unsre zahlreichen Allotriatheologen erinnern, und um diese zentrale Parole muß man und könnte man auch heute noch alle sammeln, die noch mit Ernst Christen sein wollen, nicht nur Pietisten und Konfessionalisten, sondern auch Anhänger eines ernsthaften und vertieften Neuprotestantismus, wie ihn etwa Walther von Loewenich in dem schönen Schlußwort seiner Selbstbiographie vertritt. Den reinen Tatsachenglauben kann nach Luther auch der Teufel haben, wie er einmal in einer Predigt vom 30. 7. 1525 ausführt:

›der Teufel kann die Predigt, daß Christus Mensch geboren sei, gestorben und wieder erstanden, gen Himmel gefahren, sitzend zur Rechten seines himmlischen Vaters usw., wohl leiden, wenn nur daneben auch gepredigt wird: so und so mußst du tun, das und das mußst du lassen‹ (W 17 I, 365, 26 ff.) – also Moral und Selbstrechtfertigung.

Es kommt also Luther immer auf das ›Pro me‹ (für mich) der Christuswahrheit in der Rechtfertigung des Sünders an. Dies ist die Hauptsache der Christuswahrheit, neben der es ›kein andres Evangelium‹ gibt. M. E. kann man dies auch mit den Worten des alten ehrlichen liberalen Adolf von Harnack ausdrücken, der in späteren Jahren bei der Auseinandersetzung um das ›Evangelium Jesu‹ und ›das Evangelium von Jesus‹ unter Bezugnahme auf Joh. 14,6 sagte:

›Das Evangelium Jesu enthält die Wahrheit, das Evangelium von Jesus enthält den Weg, und beide zusammen bringen das Leben!‹

Summa summarum, Künneths Bekenntnisbuch ist ein berechtigter Ruf an unsre evangelische Kirche zur Rückkehr aus ihrer Vielgeschäftigkeit (polypragmosyne) und zur Sammlung um das wesentliche ›Eine, was not

ist, aber das Abheben auf die wirklichen und angeblichen (Verbalinspiration) »Heilstatsachen« kann ich nicht für einen von evangelischer Gewissenhaftigkeit und von Luther her verantwortbaren Weg zum guten Ziel ansehen.

Prof. Dr. Erwin Mülhaupt, Dürrbachstr. 26, 7500 Karlsruhe 41

»Sind wir noch von Luther her motiviert? Die Frage klingt befremdlich. Wenigstens unter uns scheint es keinen Zweifel daran zu geben. Die Bilder, die die Luthergesellschaft in Vorträgen und Aufsätzen, im Jahrbuch und in der Zeitschrift ins Bewußtsein ruft: den Thesenanschlag am Vorabend des Allerheiligentages, den Mönch vor Kaiser und Reich in Worms, den die Bannbulle verbrennenden Professor, den bibelübersetzenden Junker Jörg auf der Wartburg, den Prediger in Wittenberg und Dichter der Reformationslieder – sie prägen unsere Vorstellung wenigstens am 31. Oktober . . .

. . . Es könnte lohnen, sich vorzustellen, was Luther zum Christentum unserer Tage sagen würde. Dazu müßten wir bereit sein, ihn einmal einen Gottesdienst an einem beliebigen Sonntag auf dem Lande oder in der Stadt vorzuführen. Wir müßten ihm die Türen unserer Kirchen und Gemeindehäuser öffnen und mit ihm darüber diskutieren, wie er sich das Gemeindeleben gedacht hat. Vermutlich würde sich rasch herausstellen, daß es mit unserer Motivation durch Luther nicht weit bestellt ist. Wir reden zwar gern von der Freiheit eines Christenmenschen, aber wenn diese Freiheit darin besteht, daß mehr als neunzig Prozent in der Kirche nicht mehr mitmachen, dann ist die Freiheit in das Gegenteil verkehrt.

Luther – das ist die immer erneute Frage, ob wir uns selbst als Christen und Glieder der Kirche ernstnehmen. Es ist die Besinnung darauf, daß mit der Reformation nicht etwa die Geschichte der Kirche beginnt, sondern der Hinweis, daß christliche Kirche nur dann lebt, wenn sie sich immer neu und ausschließlich am Wort Gottes orientiert. Luther – das kann auf keinen Fall heißen (und heute weniger denn je): antikatholisch zu sein. Auch der Reformator ist bei allen notwendigen Abgrenzungen dabei keinesfalls stehengeblieben, sondern der Akzent bei ihm liegt in der immer erneuten Mahnung, das Wort zu hören und zu verstehen; darum hat er es in Schrift und Predigt unermüdlich ausgelegt . . .«

Hans-Volker Hertrich in einer Andacht auf der Vorstandssitzung
der Luthergesellschaft in Celle 1974